

## KLASSISCHE ARCHÄOLOGIE

JAKOB MUNK HØJTE (Hrsg.), *Images of Ancestors*. Aarhus Studies in Mediterranean Antiquity 5. Aarhus University Press, Gylling 2002. 255 S., ca. 124 Textabbildungen, 2 Tabellen.

Der vorzulegende Band enthält elf Beiträge, die anlässlich des fünfzigsten Jahrestages des Archäologischen Instituts der Universität Aarhus im August 1999 auf einem dreitägigen Kongress von Altertumswissenschaftlern verschiedener Disziplinen zum Thema vorgetragen worden sind. Wie der Herausgeber in seiner kurzen Einleitung darstellt, wurde weder eine engere Definition des Begriffs ›Ahnenbilder‹ noch eine zeitliche oder regionale Eingrenzung des Phänomens vorweg bestimmt. Das Ergebnis ist folgerichtig ein vielschichtiger Band, der die bildliche Überlieferung sehr unterschiedlicher Aspekte von Darstellungen Verstorbener anhand von chronologisch aufgeführten Beispielen seit der frühen Eisenzeit Griechenlands über das vorrömische Etrurien bis hin zur römischen Ehrenstatue vereint.

Die Tatsache, dass neun der elf Beiträge sich auf Beispiele der Grabkunst beziehen, zeigt, dass es in diesem funktionalen Kontext am ehesten gelingt, ein Bild als Darstellung eines Verstorbenen oder Handlungen zu seinen Ehren zu erkennen. In der Beurteilung jedoch, welche Qualitäten des Verstorbenen dabei von Bedeutung

sind und welche Merkmale ihn als Ahnen charakterisieren sowie welche Definition dann dieser Rolle von den Hinterbliebenen zugewiesen wird, kommen die Autoren zu deutlich verschiedenen Ergebnissen. Doch sei zunächst einiges referiert:

In Fortführung der Argumentation ihrer 1995 erschienenen Dissertation weist C. Antonaccio anhand von bereits zum Zeitpunkt der Niederlegung altertümlichen Objekten in den eisenzeitlichen Gräbern von Lefkandi an der Gemarkung Toumba ein Bewusstsein für Zeit und Raum nach, das offenbar seit der frühen Bronzezeit bestand. Indem sie dem konkreten Befund die Gepflogenheiten des zeitgleichen Warenaustausches gegenüberstellt, der ausschließlich aktuellen Produkten gilt, zeigt sie auf, dass der vorgestellte Befund der bewussten Rekonstruktion einer scheinbaren kulturellen Kontinuität seit der Bronzezeit dient. Gesteuert wird dieser Prozess ihrer Meinung nach von den sog. ›warrior-tradern‹ die damit zunächst als Grabherren bewusst an ältere Traditionen anknüpfen. In der Folgezeit dienen die von Antonaccio aufgeführten Kontexte als Ort für Feste der lokalen Gemeinschaft, die an den Gräbern der nun als Heroen gefeierten Verstorbenen die eigene Identität als Gruppe definiert und festigt.

Der Beitrag K. Jeppesens legt in Verkürzung seiner bereits anderswo publizierten Argumentation nahe, dass

die Statuen der Kolonnadenzone am Grabmal des karischen Fürsten Maussollos auf der Nordseite dessen Vorfahren von Seiten der Hekatomniden darstellen, im Süden hingegen dessen Verwandtschaft von Seiten der Lygdamiden zeigen. Demzufolge würde diese ideale Ahnengalerie der genealogischen Legitimation des Dynasten dienen, wäre somit eine programmatische Inszenierung spätklassischen Herrschaftsanspruches.

In eine ähnliche Richtung weist der Artikel von B. Jacobs, der eine vergleichbare Ahnengalerie für das Grabmal des Antiochos I. von Kommagene auf dem Nemrud Dağı vorstellt: Als größte in sich geschlossene Gruppe der Skulpturenausstattung des Monumentes reihen sich entlang der Außenränder der Terrassen Stelen, die Verwandte des Königs väterlicher- und mütterlicherseits darstellen. Vor den Reliefs der zum Zeitpunkt der Aufstellung bereits verstorbenen Vorfahren befinden sich einheitlich gestaltete kleine Altäre, die auf eine kultische Verehrung dieser Ahnen hinweisen; die Altäre fehlen vor den Darstellungen der noch lebenden Familienmitglieder. Damit wird auch hier ein genealogisches Programm bildlich umgesetzt, das die Abstammung des König einerseits von den Achämeniden aufzeigt und andererseits auf Alexander den Großen und die Seleukiden zurückführt. Aufgrund fehlender räumlicher Bezüge zwischen den Stelenreihen und den vollplastischen Götterfiguren auf der Nord- und Südterrasse vermutet Jacobs als Motivation für die Rückführung von Antiochos' Abstammungslinien auf die beiden Herrscherhäuser als Ziel nicht nur die Legitimation seines herrschaftspolitischen Anspruchs (wie zuvor für Maussollos von Jeppesen beobachtet) sondern ebenso jene der religionspolitischen Stellung des Theos Antiochos.

Zwischen die Beiträge von Jeppesen und Jacobs, die möglicherweise gerade in einer gemeinsamen Betrachtung fruchtbare Ansätze zum Verständnis spätklassischer bzw. hellenistischer kleinasiatischer Ahnengalerien gebracht hätten, schieben sich in dem Band die Überlegungen von B. Schmalz und R. Fleischer, denen jeweils ein völlig anderes Verständnis von Ahnen zugrunde liegt:

In der Fortführung seiner bereits an anderer Stelle publizierten Feststellung, dass die Grabreliefs klassischer Zeit nicht individuelle Verstorbene sondern standardisierte Typen im Rahmen des Verhaltenskanons der attischen Bürgerschaft darstellen, weist Schmalz nach, dass die bereits zu Lebzeiten in Auftrag gegebenen Grabreliefs insofern Bilder von Ahnen sind, als sie – ohne physiognomische Ähnlichkeiten mit dem Toten zu besitzen – stellvertretend für alle Verstorbenen der entsprechenden attischen Familie stehen können. Alle diese Ahnen werden somit als vorbildliche Bürger charakterisiert, die Familie selbst kann mit diesen Bildern ihrer Ahnen auf eine lange Tradition als Teil der attischen Bürgerschaft zurückblicken und weist sich entlang der attischen Gräberstraßen mit diesem Merkmal gegenüber fremden Betrachtern aus.

Fleischer zeigt hingegen auf, wie die hellenistischen Herrscher in der Gestaltung und steten Veränderung

ihres Münzporträts sensibel auf Veränderungen der aktuellen politischen Situation reagieren. Anhand dessen, welche physiognomischen Motive welcher Vorgänger die Herrscher sich selbst im Porträt zeitweise aneignen oder eben nicht für ihre eigene Münzprägung übernehmen, zeigt Fleischer die bewusste politische Anknüpfung an bestimmte politische Traditionen auf. Ob zur Erstellung dieser manipulierten Porträts auf tatsächliche oder fiktive Ahnen zurückgegriffen wird, ist viel mehr Frage der unmittelbaren politischen Aussageabsicht als der tatsächlichen Verwandtschaftsbeziehungen, so dass ebenso auf mythische Vorbilder zurückgegriffen werden kann.

Diesen Beispielen aus dem griechischen Kulturraum schließen sich zwei Beiträge an, die den etruskischen Traditionen gelten: Der Artikel von M. Nielsen konzentriert sich dabei auf die Frage, welche Rolle genealogische Erinnerung für die Etrusker einnahm und welche Bedeutung den Familiengrabstätten innerhalb dieser Erinnerungskultur zufiel. Da die Außengestaltung der meisten der von ihr untersuchten Grabbauten, die in der Wende des 4. zum 3. Jh. v. Chr. einsetzen, weitgehend zerstört ist, dient als Grundlage ihrer Untersuchung der »private« Bereich des Grabbaues, die Gestaltung des Inneren und der Urnen, während St. Steingräber in seinem Beitrag die Wandmalereien der Grabbauten als Ausgangspunkt wählt. Generell zeigt sich für den von Nielsen untersuchten Zeitraum vom ausgehenden 4. bis zum 2. Jh. v. Chr., dass trotz des innerhalb der Region allgegenwärtigen Bewusstseins für den sepulkralen Bereich und den mit ihm verbundenen hohen Aufwand die Befunde derart lokalen Traditionen verhaftet sind, dass ein einheitlicher etruskischer Umgang mit dem Ahnen- bzw. Familiengedenken nicht zu rekonstruieren ist: So handelt es sich bei Phänomenen, die lokal übergreifend im Befund festzustellen sind, in der Regel um neue Einflüsse von außen, nicht um Prozesse hin zu einer generell Vereinheitlichung der etruskischen Traditionen. Steingräber gelingt in seinem Beitrag anhand einiger Beispiele aus archaischer Zeit eine Differenzierung zwischen den Bildern der Verstorbenen und ihrer Ahnen nachzuweisen, eine Trennung, die für die folgenden Epochen deutlich schwerer fällt. Wie zuvor von Nielsen für die Volterranner Urnen formuliert, erkennt Steingräber auch in den Grabmalereien keine unmittelbaren Bezüge zu einem Kult individueller Ahnen der Familie, sondern die Darstellungen beschränken sich auf allgemeine Konnotationen. So bleibt die von ihm untersuchte nicht öffentliche Grabmalerei trotz stärkerer Variation der Bilder im 3. und 2. Jh. v. Chr. weiterhin Darstellungstypen verhaftet und zeigt keinesfalls individuelle Porträts. Nicht einzelnen Familienmitgliedern, sondern den Leistungen und dem Alter der gens gelten somit diese Bilder, innerhalb derer die Ahnen als *pars pro toto* gezeigt werden.

Die anschließenden vier Beiträge gelten jeweils unterschiedlichen Aspekten der Bilder von Ahnen im republikanischen und kaiserzeitlichen Rom:

H. Flower wählt als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen die Frage, inwieweit Frauen als Ahnen überhaupt

eine Rolle spielten. Obwohl für Frauen keine *imagines* aufgestellt wurden, zeigt sie, dass, während im 3. und 2. Jh. v. Chr. auch außerhalb der Grabkunst mythische Frauengestalten als Rollenvorbilder dienten, am Beispiel der Quinta Claudia und der Cornelia, der Mutter der Gracchen, im ausgehenden 2. Jh. v. Chr. nun auch individuelle weibliche Mitglieder der Familie als *exempla* fungierten. Darüber hinaus weist sie anhand der posthumen Aufstellung der Sitzstatue der Cornelia im öffentlichen Raum, in der Porticus Metelli, deren erweiterte Bedeutung als Ahnin für die politische Legitimierung der Gracchen nach.

P. Kragelunds Überlegungen gehen in eine ähnliche Richtung: Indem er den Fundumständen des berühmten Pompeius-Porträts nachgeht, weist er nach, dass es Bestandteil der Ahnengalerie im Vorraum des Grabmals der Licinii Crassi vor der Porta Salaria war. Die gewählte Zusammenstellung dieser Reihe individueller Porträts führt er auf die spezifische politische Situation der Familie in den letzten Jahren der claudischen Regierungszeit zurück. Die Ableitung einer hohen gesellschaftlichen Stellung der Licinier und der politischen Legitimation aufgrund der individuellen Leistungen ihrer Ahnen wird in Kragelunds Beitrag unmittelbar deutlich.

Inwieweit auch niedere soziale Schichten Roms sich vergleichbarer Mechanismen in ihrer Grabkunst bedienen fragt E. d'Ambra und kommt zu einem negativen Ergebnis: Zwar kann sie eine Übernahme bestimmter Motive der zeitgleichen aristokratischen Bildsprache auf den Grabreliefs römischer Freigelassener nachweisen, doch ihrer Meinung nach wird offenbar nicht versucht den individuellen Verstorbenen als Ahnen zu definieren.

Den Band beschließt der Beitrag J. Fejfers, die den Ahnenaspekt von römischen Ehrenstatuen analysiert. Obwohl Ehrenstatuen für verdienstvolle Bürger in der Provinz auch nach 158 v. Chr. im öffentlichen Raum aufgestellt wurden, bleibt bei diesen Ehrungen häufig unklar, ob es sich um posthume Stiftungen der Hinterbliebenen handelt, die damit zumindest potentiell einem Verstorbenen in seiner Rolle als Ahnen gelten würden oder um Aufstellungen verdienstvoller Mitglieder einer städtischen Gemeinschaft zu deren Lebzeiten. Dass in der Folgezeit die Familienmitglieder vor diesen Ehrenstatuen Feste und Feiern veranstalteten, ist ein gutes Argument dafür, dass in der Provinz zumindest ein Aspekt dieser Denkmäler für die Nachfahren darin bestand, an dieser Stelle familiären Stolz öffentlich zu zelebrieren. Dass dieser Aspekt aber tatsächlich auch die ursprüngliche Motivation des Auftraggebers für die Errichtung einer solchen Statue war, ist zumindest nicht eindeutig nachweisbar. Neben Fleischers Untersuchung zu den Porträttypen hellenistischer Herrscher auf Münzbildern ist dies der zweite Beitrag des Bandes, der keine Beispiele der Grabkunst behandelt; und vielleicht zeigt sich gerade dann, wie schwierig es ist, überhaupt Bilder von Verstorbenen außerhalb des sepulkralen Bereichs zu erkennen und schlüssige Interpretationen vorzustellen.

Obwohl die Mehrheit der im vorliegenden Band formulierten Thesen bereits anderswo geäußert wurde,

bündelt das reich bebilderte Buch zahlreiche Ansätze zum weit gefassten Themenkreis und bietet dadurch einen guten Einblick in das Material. Dass politische Amtsträger stärker den von Ahnen vermittelten genealogischen Aspekt zur Legitimierung der eigenen Position nutzen, im privaten Bereich hingegen Vorfahren eher als Handlungsvorbilder und Träger allgemeiner Verhaltensideale gezeigt werden, mögen zwei Motive für die Aufstellung von Ahnenbildern sein. Die Chance über diese vordergründigen Ergebnisse hinaus in der Zusammenführung zahlreicher ausgewiesener Fachleute durch eine Konfrontation ihrer in unterschiedlichen Kulturkreisen gewonnenen Beobachtungen miteinander zu einer stärkeren Differenzierung des Phänomens der Bilder von Verstorbenen/von Ahnen beizutragen, ergreift auch nicht das Vorwort des Herausgebers, und der Leser bleibt somit auf dieser neuen Grundlage sich selbst überlassen.

Frankfurt am Main

Eva Winter